

Rezensionen

Ulrike Klöppel

Uta Schirmer, 2010: *Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript Verlag. 438 Seiten. 29,80 Euro

Während lange Zeit hauptsächlich die Drag Queen im Rampenlicht stand, hat sich seit den 1990er Jahren Drag Kinging als Performancepraxis mit geschlechterpolitischem Anspruch entwickelt. Die gängige Definition für „Drag King“ lautet, dass eine Frau im Rahmen eines Bühnenauftritts durch typisch männliche Bekleidung, Aussehen und Verhaltensweisen Männlichkeitsstereotype persifliert. Doch längst nicht alle Kings verstehen sich als Frau im heteronormativen Sinne: Manche sind Trans* (Transmann, Transsexueller, Transgender, Genderqueer, ...), andere lassen sich nicht auf eine Geschlechtsidentität festlegen, wieder andere sind Männer, die hegemoniale Männlichkeitscodes parodieren. Analoges gilt für die Drag Queen. Wichtigstes Merkmal von Drag Kings und Queens ist daher, dass sie Geschlechterklischees überspitzt in Szene setzen. Damit kratzen sie an der Ideologie der Naturgegebenheit von Geschlecht. Gleichzeitig ist Drag mehr als Bühnenperformance, welche die „Kontingenzthese“ sinnfällig macht, nach der Geschlecht gesellschaftlich hervorgebracht wird. Die experimentellen Praktiken des Drag begrenzen sich keineswegs auf den Bühnen- und Partyraum, sondern werden auch ins Alltagsleben getragen. Durch Workshops, eigene Magazine, Internetplattformen, Mailinglisten und andere Formen sozialer Vernetzung ist längst eine Drag King-Szene entstanden, in der sich neue, alternative „Selbstverhältnisse“ und „Weisen des Geschlechtseins“ (S. 19) konstituieren, so die zentrale These von Uta Schirmers Studie *Geschlecht anders gestalten*. Entsprechend beschränkt sich Schirmers sozialwissenschaftliche Untersuchung, die 2008 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main als Dissertation eingereicht wurde, nicht auf Drag Shows. Die empirische Stärke der Forschungsarbeit liegt in den 15 ausführlichen qualitativen Interviews mit Protagonist_innen der Drag King-Szene Berlins, Kölns und anderer deutscher Großstädte. Diese werden durch teilnehmende Beobachtungen von Treffen und Veranstaltungen sowie eine Analyse von einschlägigen Internetauftritten, Zeitschriften und Flyern ergänzt. Die ebenso umfang- wie kenntnisreiche Studie fragt nach der Möglichkeit einer „alternativen, nicht strikt zweigeschlechtlich strukturierten Wirklichkeit“ (S. 11). Gegliedert ist sie in ein theoretisches und drei empirische Kapitel. Zu Beginn erhalten die Leser_innen einen Überblick über die Entwicklung und historische Verortung der Drag King-Szene in Deutschland. Daran anschließend folgt eine theoretisch reflektierte Analyse der Erfahrungen und Selbstverhältnisse der Interviewten und deren Alltagsbezüge, das heißt ihrer Beziehungen untereinander, Erlebnisse im öffentlichen Raum und in Arbeitsverhältnissen.

Schirmer situiert die Problemstellung der Studie im Kontext der neueren Diskussion der Gender, Queer und Transgender Studies um Drag und Trans*. Diese wendet sich in der Nachfolge der Kontingenzthese solchen „Geschlechterpraxen, Verkörperungen und Selbstverhältnisse[n]“ verstärkt zu, die in der heteronormativen Ordnung nicht aufgehen und auf diese Weise die Inkongruenzen der zweigeschlechtlichen Wirk-

lichkeit offenbaren (S. 24). Mit Konzepten wie dem der „disidentification“ von José Esteban Muñoz argumentiert Schirmer, dass diese Praxen und Existenzweisen nicht in einem Ableitungsverhältnis zu hegemonialen Geschlechtercodierungen verstanden werden können. Vielmehr entstehe im spielerischen und experimentellen Durcharbeiten der Codes eine „eigensinnige Wirklichkeit“ (S. 34–39). Der Status dieser „Wirklichkeit“ zeichne sich nicht dadurch aus, dass sie – wie von soziologischen Definitionen gefordert – unhintergebar, nicht-relativierbar beziehungsweise nicht-reflektierbar sei (S. 405). Denn zum einen hinterfrage das Experimentieren mit Geschlechterscodierungen, das Drag auszeichnet, die Unhintergebarkeit hegemonialer wie auch alternativer Geschlechtlichkeiten, zum anderen blieben diese Entwürfe angesichts der Wirkmächtigkeit der Zweigeschlechterordnung prekär, so Schirmer. Die gängigen soziologischen Kriterien träfen allerdings noch nicht einmal auf „die Wirklichkeit“ der Zweigeschlechtlichkeit zu, denn wie die Erfahrungen der interviewten Drag Kings zeigten, stelle sich diese Norm sehr wohl als relativierbar dar. Ihre Beschreibungen belegten, dass alternative Geschlechtlichkeiten nicht nur denk-, sondern auch lebbar seien. Als Bedingung einer alternativen Wirklichkeit arbeitet Schirmer heraus, dass sich experimentelle zu kollektiven Praktiken weiterentwickeln und auf diese Weise eine Resonanz, Affirmation und gewisse Verstetigung erfahren (S. 399). Dabei entfalte „die kollektive Praxis auch eine Eigendynamik, die das Planvolle und Intentionale übersteigt“ (S. 400). Die „Routinisierung“ könne sehr weitgehend sein, sodass der ursprüngliche Kontext der intentionalen Inszenierung in den Hintergrund trete und sich Körperstile habitualisierten, wie Schirmer in Anlehnung an Pierre Bourdieus Habituskonzept darlegt (S. 400). Dabei sei jedoch im Kontext des Drag Kinging eine naturalisierende Verstetigung und Fixierung der alternativen Geschlechtlichkeiten gerade nicht das Ziel. Da Kinging das Experimentieren mit Geschlechterscoden kultiviere, werde die Erfahrung transformierbaren Geschlechtlichseins nicht als Mangel erlebt, sondern als „Vergnügen“ an einer „situativen Freiheit von den Zwängen und dem Gewicht des Wirklichen“ (S. 402). Drag Kinging wird mit Schirmers Analyse als queere Praxis lesbar, die heteronormative Verhältnisse, aber auch die Fixierung neuer, subkultureller Normen dekonstruiert und stattdessen auf „ein beständiges Offenhalten für neue Möglichkeiten, ohne diese Möglichkeiten ihrerseits positiv zu bestimmen“, zielt (S. 32).

Steht aber dieser queere Anspruch des „beständigen Offenhaltens“ nicht einer Verstetigung von Drag in kollektiven Praxen entgegen, wie sie von Schirmer als notwendig für die Konstitution einer „alternativen“ und lebbar geschlechtlichen Wirklichkeit herausgearbeitet wird? Dass Drag Kinging als eine Praxis beständig transformierbarer Geschlechtsentwürfe erfahren wird, ergibt durchaus einen Widerspruch zu der wichtigen Beobachtung Schirmers, dass eine Routinisierung und Habitualisierung der inszenierten geschlechtlichen Körperstile einsetzen kann, die sich der intentionalen Steuerung entzieht. Hierfür wäre m. E. ein Verständnis von queer vonnöten, das auch die Verfestigung des Drag Kinging zu alternativen geschlechtlichen Körperstilen und Identitäten nicht kritisch negiert, sondern die Erfahrung nicht-intendierter affektiver Bindungen und Sehnsüchte nach Zugehörigkeit positiv mitdenkt. Ansätze dazu finden sich etwa in dem vor allem von Elspeth Probyn (1995) geprägten Konzept des „queer belonging“.

Um die nicht-kontrollierbaren Effekte und die Verselbstständigung von alternativen Praktiken der Geschlechtsinszenierung, die Schirmer so überzeugend herausar-

beitet, begrifflich schärfer zu fassen, wäre es zudem hilfreich gewesen, ein Konzept zu finden oder zu *erfinden*, das dem (soziologisch wie auch im Alltagsverständnis) überdeterminierten Begriff der „Wirklichkeit“ etwas entgegensetzt. Die stellenweise redundante Verwendung des Ausdrucks „alternative geschlechtliche Wirklichkeit“ wird auch durch Kombinationen mit dem „Möglichen“, so zum Beispiel als „(mögliche) Wirklichkeit“ (S. 24) oder „potentiell ‚wirkliche‘ Möglichkeiten“ (S. 162), nicht leser_innenfreundlicher. Wäre nicht der Begriff der „Heterotopie“ von Michel Foucault hierfür anschlussfähig gewesen? Foucault bezeichnete damit „Gegenplazierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“ (Foucault 1991: 39). Heterotopien sind allerdings nach Foucaults Ausführungen nicht per se als emanzipatorische Orte lesbar. Doch das wäre für die Studie *Geschlecht anders gestalten* ebenfalls anschlussfähig gewesen, denn wie Schirmer argumentiert, bedeutet Drag Kinging nicht einfach eine „Befreiung von den Zwängen und Einschränkungen der zweigeschlechtlichen Ordnung“ (S. 406). Drag besitze dagegen das Potenzial einer – im Sinne Foucaults – „Praxis der Freiheit“, die ermögliche, „Beziehungen, andere Selbstverhältnisse und Lebensweisen [...], in denen Freiheit konkretisiert und lebbar wird“, zu gestalten (S. 407).

Insgesamt ist *Geschlecht anders gestalten* ein überzeugendes und sehr empfehlenswertes Buch, das sich durch lebendige Materialanalysen und eine gelungene Einbindung in die theoretischen Auseinandersetzungen der Gender, Queer und Transgender Studies auszeichnet.

Literaturverzeichnis:

- Foucault, Michel. (1991). Andere Räume. In Karlheinz Barck, Peter Gente, Heidi Paris & Stefan Richter (Hrsg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik* (S. 34–46). Leipzig: Reclam.
- Probyn, Elspeth. (1995). Queer Belongings. Eine Politik des Aufbruchs. In Marie-Luise Angerer (Hrsg.), *The body of gender: Körper/Geschlechter/Identitäten* (S. 53–68), Wien: Passagen.

Zur Person

Ulrike Klöppel, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte von Inter- und Transsexualität, Medizingeschichte, Queer Theory.

Kontakt: GK „Geschlecht als Wissenskategorie“, Humboldt-Universität Berlin, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), Georgenstraße 47, 10117 Berlin

E-Mail: ulrike.kloepfel@hu-berlin.de

Jürgen Budde

Markus Theunert (Hrsg.), 2012: *Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht*. Wiesbaden: Springer VS. 445 Seiten. 29,95 Euro

Mit dem Buch *Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht* hat Markus Theunert einen Sammelband vorgelegt, der sich explizit bemüht, das Thema aus einer dialog- und gleichstellungsorientierten Perspektive anzugehen. Vor dem Hintergrund des anhaltenden maskulinistischen Engagements in dem Themenfeld ist der Anspruch, „eine eigenständige Jungen-, Männer- und Väterpolitik unter dem Dach der Gleichstellung und Geschlechterpolitik“ (S. 10) zu entwickeln, sicher ein hoch verdienstvoller. Damit sind auch die wesentlichen Akteursgruppen angesprochen, welche in dem Band thematisiert werden. Spannend sind die interdisziplinär zusammengesetzten AutorInnen aus mehreren deutschsprachigen Ländern, die aus unterschiedlichen politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen oder journalistischen Perspektiven den Gegenstand zum Thema machen. Um das Anliegen zu realisieren, ist der Band in vier Unterthemen gegliedert. Vorangestellt ist dem Buch ein ausführlicher konzeptioneller Beitrag des Herausgebers, in dem er ein Rahmenkonzept für Männerpolitik(en) entwirft.

In dem Rahmenkonzept diskutiert *Markus Theunert* Fragen der Legitimität eigenständiger Männerpolitik(en), indem er auf zentrale Fragen wie Perspektiven, paradoxe Zielsetzung, das Verhältnis von Autonomie und Interdependenz oder etwa den Bezug zur Gleichstellungspolitik eingeht. Weiter skizziert der Beitrag Zielgruppen sowie Themenfelder und bietet so eine systematische Grundlage für Männerpolitik(en). Als Themen werden dabei Bildung, Arbeit, Gesundheit, Sexualität und Gewalt, als Zielgruppen Jungen, erwachsene Männer, Väter und ältere Männer identifiziert. Ergänzt werden diese beiden Dimensionen um die intersektionalen Querschnittsthemen Familien-/Wohnform, Beziehungsform, sexuelle Identität, Arbeitssituation, soziales Milieu, Migration und Behinderung.

Der anschließende Band gliedert sich in die Unterthemen Grundlagen, Zielgruppen, Themen sowie Männerpolitiken konkret. Das erste Kapitel eröffnet *Thomas Gesterkamp* mit einer journalistisch inspirierten Verortung als „selbstbewusst und männerparteilich“ (S. 76) zwischen Feminismus und Antifeminismus. Der eingängig zu lesende Beitrag positioniert so das Thema Männerpolitik(en). Deutlicheren Anschluss an feministische Positionen sucht *Erich Lehner*, der die Einstellung von Männern zur Gleichstellung analysiert. Er erklärt „caring masculinities“ (S. 92) zum positiven Leitbild von Männerpolitik(en). *Michael Tunc* führt die theoretische Debatte weiter fort, indem er das Intersektionalitätskonzept insbesondere am Beispiel ethnisierter Männlichkeitskonstrukte ausarbeitet. Über Anschlüsse an US-amerikanische Empowerment-Ansätze fordert er „intersektionale Emanzipationsbündnisse“ (S. 119). *Henning von Barga* und *Andreas Goosses* beschließen das Unterthema, indem sie politische Dimensionen von Männerberatung dokumentieren. Neben einer Bestandsaufnahme zu Einrichtungen und Akteuren der Männerpolitik werden das Forum Männer dargestellt und der politische Diskurs anhand des *Spiegels* nachgezeichnet. Die beiden plädieren für Männlichkeitskritik und skizzieren anschließende Fragen.

Im folgenden Unterkapitel werden – analog zur Einführung – die Zielgruppen von Männerpolitik(en) dargestellt. *Reinhard Winter* wirft einen Blick auf Jungenpolitik. Er fordert Differenzierungen zwischen unterschiedlichen Jungen, nennt Themenfelder und verortet Jungenpolitik zwischen Männlichkeitskritik sowie Geschlechterbezug und grenzt sich dabei von maskulinistischen Perspektiven ab, indem er als Ziel „strukturelle Veränderung“ (S. 161) benennt. *Andreas Bortler* definiert Väterpolitik als „die Summe aller Maßnahmen, mit denen bezweckt wird, väterliche Leistungen anzuerkennen, zu fördern, zu beeinflussen oder durchzusetzen“ (S. 177). Besonderes Augenmerk legt er dabei auf die Sensibilisierung von Vätern für die Wahrnehmung ihres Interesses an familiärem Engagement. Mit alt(ernd)en Männern nimmt *Eckart Hammer* eine bislang eher randständige Zielgruppe in den Blick. Dabei werden einerseits besondere gerontologische Risiken von alt(ernd)en Männern aufgezeigt, andererseits aber auch die Bedeutung dieser Männer in der Übernahme von Caretätigkeiten.

Das dritte Unterkapitel widmet sich spezifischen Themen von Männerpolitik(en). *Uni Boldt* entfaltet eine breite Perspektive auf Jungen in der Schule, benennt zahlreiche Problemlagen und deutet eine ganze Reihe von Lösungsmöglichkeiten an, die von Schulentwicklung über Väterarbeit bis zur Sensibilisierung von Lehrpersonen reichen. Daran schließt sich ein E-Mail-Interview von *Rainer Volz* mit dem Herausgeber an, in dem die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Männer sowohl positiv als materielle Lebensgrundlage als auch negativ in ihrem „lebenstotalitären Charakter“ (S. 250) beleuchtet wird. *Thomas Altgeld* weist in seinem Beitrag zu Männergesundheitspolitik darauf hin, dass gerade in diesem Themenfeld ein negativer Blick auf Risiken und Probleme vorherrsche, der Männern geringeres Gesundheitsbewusstsein unterstelle. Er fordert in Präventionsprogrammen eine gendersensible Perspektive, eine „Stärkung männlicher Selbsthilfepotenziale“ (S. 275) und eine Sensibilisierung der MultiplikatorInnen. An diese Perspektive anschließend, argumentieren *Bruno Wermuth* und *Markus Theunert*, dass im aktuellen Diskurs männliche Sexualität auf Probleme reduziert werde, und schlagen – maßgeblich heterosexuell argumentierend – eine Differenzierung vor. Auf der individuellen Ebene stehen Aspekte wie Gesundheitsvorsorge, Schutz der persönlichen Integrität und der Intimsphäre im Vordergrund, auf der kollektiven Ebene geht es um den Schutz der öffentlichen Ordnung und der Gewerbefreiheit. Im Mittelpunkt beider „Schutzinteressen“ (S. 296) steht sexuelle Bildung als Konzept. Auch *Hans-Joachim Lenz* und *Olaf Kapella* nehmen einen Perspektivwechsel vor, indem sie aufzeigen, dass Männer als Betroffene von Gewalt bislang in ihrem Schutzbedürfnis in institutionellen Angeboten, öffentlicher Sensibilisierung und Forschungen zu Gewalt nicht ausreichend berücksichtigt werden. Als Grund geben sie die männliche Sozialisation an, die auf allen Ebenen auf eine „Desensibilisierung für die eigene Verletzlichkeit“ (S. 311) zielt.

Im vierten Unterkapitel wird in jeweils zwei Beiträgen der Stand von Männerpolitiken konkret dargestellt. Für Deutschland skizziert *Angela Icken* eine Politik der Geschlechtergerechtigkeit für Frauen und Männer als zunehmend akzeptierte Perspektive, *Dag Schölper* stellt anschließend gut sortiert männerpolitische Akteure dar. *Johannes Berchtold* betont für Österreich die besondere Bedeutung des Boys' Day als aktuelles Projekt zur Horizonterweiterung für Buben, *Jonni Brem* skizziert die dortige männerpolitische Szene. Für die Schweiz zeigt *Sylvie Durrer* die Bedeutung von Gleichstel-

lungsfragen für die Geschlechterpolitik, *Markus Theunert* schließt den Band mit einem Überblick über männerpolitische Initiativen in diesem Land.

Der Band ist eine wohltuende Alternative zu den maskulinistischen Werken, die ansonsten zum Thema Männerpolitik kursieren. Interessant ist ebenfalls, dass den AutorInnen viel Platz eingeräumt wird, ihre Themen intensiv auszuarbeiten, die Länge der einzelnen Beiträge liegt meist bei 20 Druckseiten, was eine umfassende Thematisierung ermöglicht. Dies drückt sich beispielsweise darin aus, dass in mehreren Beiträgen theoretische Modelle erläutert werden, die helfen, das Feld Männerpolitik(en) zu systematisieren. Allerdings weist der Band trotz seines beachtlichen Umfangs Leerstellen auf. So ist die thematische Breite vor allem an „männerpolitischen Mainstreamthemen“ orientiert. Zu schwulen Lebensweisen, zu Männlichkeit und Raum, Kriminologie, historischen Transformationen oder etwa zu nicht-normativen Männlichkeitskonzeptionen (jenseits der Thematisierung von Migration unter dem Stichwort Intersektionalität) findet man in dem Band wenig. Die prominente Stellung von (heterosexuellen) Vätern entspricht sicherlich den Lebens- und Politikrealitäten, trägt gleichzeitig aber das Risiko einer heteronormativen Perspektive in sich. Ebenso wird das Thema Beruflichkeit lediglich in einem Beitrag besprochen, wengleich sich neben der „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ auch andere Themen für Männerpolitiken im Feld Beruflichkeit denken ließen. Das Buch ist trotz dieser Einschränkungen unbedingt empfehlenswert.

Zur Person

Jürgen Budde, Prof. Dr., Professor für Theorie der Bildung des Lehrens und Lernens an der Universität Flensburg. Arbeitsschwerpunkte: Heterogenität in Bildungsinstitutionen, Praxeologie neuer Lernkulturen, Erziehungsprozesse in Schule und Unterricht, pädagogische Organisationsentwicklungsforschung, qualitative Forschungsmethoden.

Kontakt: Universität Flensburg, Auf dem Campus 1 A, 24943 Flensburg

E-Mail: juergen.budde@uni-flensburg.de

Diana Lengersdorf

Sylka Scholz, 2012: *Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 290 Seiten. 27,90 Euro

Spätestens vor der Tür öffentlicher Toiletten wird die Entscheidung für „Herren“ oder „Damen“ dringlich. Während Frauen jedoch über eine wissenschaftliche (und politische) Tradition verfügen, ihr Geschlecht-Sein, Geschlecht-Haben und Geschlecht-Tun in den Blick zu nehmen, können Männer dies erst seit ungefähr 20 Jahren und auch nicht kontinuierlich, sondern eher nach Themenlage. Dies erstaunt nicht nur Sylka Scholz, die Autorin des Buches „Männlichkeitssoziologie“. Angesichts gravierender Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen und in zentralen gesellschaftlichen

Machtfeldern stellt sich die Frage, wie männliche Lebenslagen und Männlichkeiten von diesen Entwicklungen betroffen sind, dringlicher denn je. Scholz geht es demnach um einen ursoziologischen Gegenstand: den Wandel von gesellschaftlichen Verhältnissen. Zentrale Erkenntnisgewinne sind für Scholz dabei in einer „Theoretisierung von ‚Männlichkeit(en) in Geschlechterverhältnissen““ (S. 22) zu erzielen. Sie weist darauf hin, dass in der Soziologie kaum grundlegende Arbeiten zu einem soziologischen Begriff von Männlichkeit vorliegen, mit dem auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinreichend in den Blick genommen werden können.

Scholz, die zu den Pionierinnen der Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum zählt, hat ein grundlegendes Werk der Frauen- und Geschlechterforschung vorgelegt. Sie beginnt ihr Buch mit einer Diskussion zentraler Konzepte der Männlichkeitsforschung (Kapitel 2), um sich anschließend mit methodologischen Fragen der Erforschung von Männlichkeiten auseinanderzusetzen (Kapitel 3). In den folgenden drei Kapiteln werden systematisch drei zentrale männliche Macht- und Handlungsfelder analysiert: Erwerbsarbeit (Kapitel 4), Politik (Kapitel 5) und Militär (Kapitel 6). Das abschließende Fazit (Kapitel 7) weist auf theoretische wie empirische Forschungsdesiderata hin.

Auf der Basis zweier für die Männlichkeitsforschung grundlegender (soziologischer) Konzepte eröffnet Scholz zunächst einen Möglichkeitsraum für ihre Konzeption von Männlichkeit. Sie bringt das Konzept hegemonialer Männlichkeit, das maßgeblich von der Soziologin Raewyn Connell entwickelt wurde, mit Pierre Bourdieus Analysen zur männlichen Herrschaft in einen Dialog. Er kreist um Fragen gesellschaftlicher Reproduktion von Herrschaft. Scholz' Argumentation läuft auf ein empirisches Forschungsprogramm zu: Ihr Anliegen ist eine Analyse von Wandlungsprozessen männlicher Herrschaft in drei sozialen Feldern. Mit Erwerbsarbeit, Politik und Militär fokussiert sie zugleich jene Felder, die – hier allerdings vor allem theoretisch – von Bourdieu und auch Connell zu zentralen Feldern der Aushandlung von Männlichkeit erklärt wurden. Der Autorin geht es neben einer Rekonstruktion der Eigenlogiken vor allem um den empirischen Vergleich. Durch den Prozess der Kontrastierung erwartet sie grundlegende Erkenntnisse über die Frage, ob eine übergreifende Form hegemonialer Männlichkeit vorherrscht oder von einem Nebeneinander unterschiedlicher Formen auszugehen ist. Bevor Scholz zu ihren empirischen Untersuchungen überleitet, setzt sie sich zunächst systematisch mit weiteren Bausteinen ihres Theoriegebäudes auseinander. So klärt sie den Begriff der Modernisierung, vor dessen Hintergrund der soziale Wandel von Geschlechterverhältnissen denkbar wird, und elaboriert daran anschließend verschiedene (historische) Wandlungsphänomene in den Geschlechterverhältnissen der DDR/BRD und im „vereinten“ Deutschland. In einem eigenen Kapitel zu methodologischen und methodischen Fragen der Erforschung von Männlichkeiten zeichnet Scholz historische Pfade nach und verknüpft diese mit aktuellen methodologischen Diskussionen, wozu auch die Auseinandersetzung um Verfahren zur Analyse visuellen Materials gehört.

Den Schwerpunkt des Buches bildet allerdings die Rekonstruktion der Eigenlogiken der drei ausgewählten Felder vor dem Hintergrund eines Wandels der Geschlechterverhältnisse. Im ersten Teil stehen vor allem die Eigenlogiken des Transformationsprozesses im ökonomischen Feld sowie die Frage im Fokus, inwiefern der Wandel von Erwerbstätigkeit mit Herausforderungen industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen einhergeht. Scholz weist darauf hin, dass diese Herausforderungen sich maßgeblich auf

Veränderungen in den Geschlechterarrangements beziehen. Der „Geschlechtervertrag“ zwischen Alleinernährer und Hausfrau wird ebenso zunehmend aufgekündigt, wie sich die klare Trennung von Familien- und Berufsarbeit weniger geschlechterstereotyp aufrechterhalten lässt. Aber auch neue Diskurse, wie der „neue Manager“ oder die „Show des Scheiterns“, sind Herausforderungen an Männlichkeiten, da sie bisherige Verknüpfungen von Erwerbsarbeit und Männlichkeit brüchig erscheinen lassen.

Die zweite große Analyse befasst sich mit Transformationen im Feld der Politik. Scholz fokussiert hierbei auf die „[d]iskursive Delegitimierung männlicher Herrschaft in der parlamentarischen Demokratie“ (S. 132ff.). Ihr Interesse richtet sich auf die Kandidatur Angela Merkels 2005 und die damit einhergehende Diskursivierung des Zusammenhangs von Politik und Männlichkeit. Abschließend wendet sich Scholz dem Militär zu. Auch dieses Feld ist durch eine zunehmende Integration von Frauen herausgefordert. Hier arbeitet Scholz die emotionale Dimension hegemonialer Männlichkeit heraus, die eine maßgebliche Rolle bei der Sozialisation zur (beruflichen) Ausübung von Gewalt spielt. Eine „emotionale Fundierung“ (S. 28) des Konzepts hegemonialer Männlichkeit stellt für Scholz einen der grundlegenden Ansatzpunkte für eine Erweiterung dar. In ihrem Fazit nennt die Verfasserin systematisch weitere zentrale Forschungsdesiderata der aktuellen Männlichkeitssoziologie auf der Basis ihres Materials. So geht es um die Fragen, ob „die Integration von Frauen langfristig die Strukturlogik der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit verändert“ (S. 257), wie „hegemoniale Männlichkeiten miteinander interagieren, sich wechselseitig stärken oder auch miteinander konkurrieren“ (S. 251), aber auch darum, „ob für Frauen in den jeweiligen sozialen Eliten Weiblichkeit noch eine zentrale Kategorie in ihren sozialen Praxen ist“ (S. 257). Für Sylka Scholz sind dies alles empirische Fragen, die einer soziologischen Klärung bedürfen.

Sich mit Männlichkeiten auseinanderzusetzen, ist eine vielschichtige Angelegenheit, bei der nur wenig Hilfe aus der soziologischen Tradition zu erwarten ist. Auch innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung ist die Relevanz der Erforschung von Männlichkeiten umstritten. Die Forschungspraxis von Scholz, die sich im Text widerspiegelt, lässt sich dabei als eine systematische Suche nach Irritation beschreiben. Scholz erspart der LeserInnenschaft diese Irritation nicht, sondern führt sicher durch ein Dickicht aus sozialen Phänomenen, Forschungsprojekten, Theorien und empirischen Daten, die gegenstandsbezogen mit verschiedenen Verfahren erhoben wurden. Die Komplexität der Erforschung von Männlichkeiten in Geschlechterverhältnissen wird so erfahrbar. Zugleich gelingt es Scholz, immer wieder konzeptionelle Fundamente zu schaffen, die Haltepunkte für den Erkenntnisgewinn sind. Besonders hervorzuheben ist weiterhin, dass sich Scholz nicht nur in (gängiger) Perspektive auf kapitalistische Gesellschaften fokussiert, sondern sie explizit „Überschneidungen von postsozialistischen, nationalstaatlich-kapitalistischen und globalen Transformationsprozessen“ (S. 12) untersucht. Die besondere Stärke der Untersuchung sehe ich zudem in deren empiriegeleiteter Theoriebildung. Scholz zeichnet detailliert nach, wie bestehende Konzepte immer wieder durch die Empirie irritiert werden und welche – theoretischen – Konsequenzen daraus folgen. Damit ist Scholz’ „Männlichkeitssoziologie“ im besten Sinne eine soziologische Grundlagenarbeit.

Zur Person

Diana Lengersdorf, Prof. Dr., Humanwissenschaftliche Fakultät und zentrale Einrichtung „Genderstudies in Köln“ (GeStiK), Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Techniksoziologie, Organisationssoziologie, qualitative Methoden, Soziologie sozialer Praktiken.

Kontakt: Universität zu Köln, Gronewaldstraße 2, 50931 Köln

E-Mail: diana.lengersdorf@uni-koeln.de

Nina Wehner

Diana Baumgarten, 2012: *Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress. 217 Seiten. 24,90 Euro

Beim Thema Elternschaft reproduzierte die Familienforschung lange Zeit implizit eine Hauptzuständigkeit von Müttern für Kinder, indem sie sich vor allem mit ihnen beschäftigte – Vaterschaft und Väterlichkeit etablierten sich erst in den letzten Jahren als Forschungsgegenstand. Während Väter also allmählich mehr in den Blick kommen, existieren noch immer kaum Untersuchungen über die Vater-Kind-Beziehung (S. 20). Die wenigen dazu vorliegenden Studien fokussieren vor allem auf besondere Vätergruppen wie etwa „neue“ Väter, soziale oder schwule Väter. Studien zur weiterhin häufigsten Konstellation – dem mit seinen leiblichen Kindern zusammenlebenden Vater – gibt es bisher kaum. In ihrer jüngst erschienenen Dissertation legt Diana Baumgarten nun eigene empirische Ergebnisse zu diesem innerfamilialen Verhältnis vor. Die Arbeit ist zugleich ein Plädoyer, Väter und deren Kinder als eigenständigen Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen, daher stellt Baumgarten die Sichtweisen von Vätern und deren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung zueinander ins Zentrum. In einem qualitativen Design hat sie acht Vater-Kind-Paarungen miteinander verglichen. Sie führte teilnarrative Leitfadeninterviews mit acht Deutschschweizer Vätern (zwischen 46 und 58 Jahre alt) und deren jugendlichen Kindern (zwischen 16 und 21 Jahre alt).

Aufbau

Die Autorin gibt zunächst einen Überblick über den Stand der Forschung zu Vaterschaft und Vätern in Familiensoziologie, Psychologie und Pädagogik. Sie diskutiert unter anderem bindungs- und beziehungs-theoretische Ansätze und kritisiert die Dominanz entwicklungspsychologischer Ansätze, in denen der Vater entweder keine Rolle spielt oder nur bezüglich seines Einflusses auf die sozio-kognitive und emotionale Entwicklung des Kindes interessiert (S. 28). In den folgenden Kapiteln präsentiert sie ihre Forschungsfragen und erläutert das methodische Vorgehen. Das Zentrum der Arbeit bildet die anschließende umfangreiche Darstellung der aus dem Interviewmaterial entwickelten Vätertypologie. Baumgarten unterscheidet drei Vätertypen: die „äquivalenten Väter“, die „supplementä-

ren Väter“ und die „Satelliten-Väter“. Zentrales Kontrastierungsmerkmal dieser Typologie ist die Selbstpositionierung der Männer innerhalb ihrer Familie – inwiefern sie sich selbst als gleichwertig mit der Mutter („äquivalent“), als nachgeordneter, ergänzender Elternteil („supplementär“) oder als vom Zentrum der Familie entfernt („Satelliten“) sehen.

Drei Vätertypen

Die drei Vätertypen werden im Ergebnisteil detailliert vorgestellt. Sie unterscheiden sich unter anderem darin, wie ihr Kinderwunsch gelagert war: Die äquivalenten Väter weisen am stärksten einen eigenständigen Kinderwunsch auf, der auch unabhängig von ihrer Partnerin existierte und auf ein Kind als Beziehungsgegenüber zielte, während die supplementären Väter sich ein Kind erst im Laufe ihrer konkreten Partnerschaft vorstellen konnten und die Satelliten-Väter dies vor allem als Wunsch ihrer Partnerin beschreiben. Sie haben auch unterschiedliche (Ideal-)Vorstellungen von der Beziehung zu ihren Kindern: Die äquivalenten Väter messen dem gemeinsamen Alltag eine hohe Bedeutung bei, bei den anderen beiden Vätertypen sind außeralltägliche gemeinsame Events bzw. gemeinsame Freizeitbetätigungen wichtiger. Dies schlägt sich auch in einer unterschiedlichen Art der eigenen Beziehungsgestaltung nieder. Während die äquivalenten Väter vor allem die alltägliche Kommunikation mit den Kindern betonen, heben die supplementären Väter auf die Bedeutung gemeinsamer (vom Vater initiiertes) Erlebnisse ab; die Satelliten-Väter nutzen vorhandene Übereinstimmungen von Freizeitinteressen zwischen ihnen und ihren Kindern. Am Schluss jeder Typendarstellung vergleicht die Autorin, inwiefern die Sichtweisen der Kinder mit denen der zugehörigen Väter übereinstimmen. In der Schlussdiskussion werden die Vätertypen nochmals verdichtet zusammengefasst und verglichen, bevor zentrale Ergebnisse in Anbindung an geschlechtertheoretische Annahmen und bestehende Forschungsarbeiten formuliert werden.

Hohe Ansprüche an die Vater-Kind-Beziehung

Baumgarten geht der Frage nach, was Vater-Kind-Beziehungen aus Sicht der Beteiligten ausmacht. In ihrem Fazit verzeichnet sie einen allen Vätertypen gemeinsamen hohen Anspruch an eine gute Vater-Kind-Beziehung: So unterschiedlich ihre Vorstellungen und Handlungsweisen als Väter auch sind, für alle Väter ist es sehr bedeutsam, eine eigenständige emotionale Beziehung zum eigenen Kind zu haben (S. 179f.). Des Weiteren reflektiert die Autorin über die Zusammenhänge der beschriebenen väterlichen Selbstwahrnehmungen und Praxen mit Männlichkeitskonstruktionen. Sie verweist beispielsweise auf den Stellenwert von (Außen-)Aktivitäten mit dem Kind als Bestandteil von Fürsorglichkeit von Vätern. Speziell außeralltägliche väterliche Aktivitäten wie Ausflüge, die gerne kritisiert werden („Väter konzentrieren sich nur auf die Beschäftigungen mit Freizeitwert“), rekonstruiert Baumgarten als eine eigene Möglichkeit väterlicher Fürsorge gerade traditionell orientierter Väter: „Indem sich Väter auf den eher männlich besetzten außerfamilialen Bereich konzentrieren, können sie sich an der Fürsorge für ihre Kinder beteiligen, ohne ihre Vorstellungen über Geschlecht verändern zu müssen“ (S. 181).

Schließlich wirft sie die Frage auf, inwiefern „emotional-fürsorgliche Vaterschaft“, wie etwa bei den äquivalenten Vätern beschrieben, Bestandteil „hegemonialer Männ-

lichkeit“ (S. 185f.) sein kann. Zumindest wird mit dem Typus des äquivalenten Vaters ein empirisch auffindbares Beispiel vorgestellt, wie väterliches Handeln als gleichwertiges elterliches Tun angesehen und damit das Hierarchieverhältnis zwischen Mutter- und Vaterschaft ausgehebelt werden kann. Mütter und Väter müssen nicht in allen Bereichen das Gleiche tun – sie können je eigene Zuständigkeiten im Umgang mit den Kindern haben –, entscheidend ist ein Verständnis von Gleichwertigkeit als Elternteil. „Dies ermöglicht Vätern eine Selbstpositionierung, die ohne Mutterschaft als ständige Bezugsfolie auskommt“ (S. 184).

Resümee

Mit ihrem konsequent auf Väter und deren Kinder ausgerichteten Analysefokus leistet Diana Baumgarten einen wichtigen empirischen Beitrag zur Familienforschung sowie zur Forschung zu Vaterschaft/Väterlichkeit und Männlichkeit. Zwei Irritationen traten bei der Lektüre auf: In der Ergebnisdarstellung erstaunt, dass bei der Benennung der Vätertypen dem Vergleich zur Mutter ein so starkes Gewicht zukommt („äquivalent“ zur Mutter etc.), ist es doch ein großes Anliegen dieser Studie, die Eigenständigkeit der Vater-Kind-Beziehung herauszuarbeiten. Dass diese Positionierung innerhalb der Familie in den Interviews mit den Männern offensichtlich so zentral war, ist ein frappierender Befund. Anscheinend ist es ihnen nicht möglich, über die eigene Vaterschaft zu sprechen, ohne eine Relationierung zur Mutter vorzunehmen.

Eine zweite Irritation macht sich am Untertitel des Buches fest: Während dieser einen gleichberechtigten Anteil der Sichtweisen von Vätern und jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung zueinander verspricht, bildet sich im Aufbau der Ergebniskapitel ab, dass vor allem die Väter im Zentrum der Analyse stehen; die jugendlichen Kinder werden eher als eine Art Validierungsinstanz hinzugezogen, ihre Sichtweise auf die Beziehung zum Vater bleibt recht beschränkt. Es ist durchaus interessant, zu lesen, inwiefern die Einschätzungen der Kinder mit denen der Väter übereinstimmen, aber es bleibt offen, welche eigenen Themen und Motive sich aus den Interviews mit den Teenagerkindern bezüglich deren Beziehung zu ihren Vätern rekonstruieren ließen – über diejenigen aus den Väterinterviews hinaus.

Dessen ungeachtet liest sich das Buch in allen Teilen sehr gut und informativ. Die Vätertypen werden in der detaillierten Beschreibung, in der Kontrastierung untereinander und mit den ergänzenden Sichtweisen der jeweiligen Kinder sehr plastisch. Insgesamt wird damit der Anspruch der Autorin eingelöst, „die Vielgestaltigkeit väterlichen Tuns sichtbar“ (S. 5) zu machen.

Zur Person

Nina Wehner, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Familiengründungsprozesse, Männlichkeit, Geschlechterungleichheiten, qualitative Methoden.

Kontakt: Zentrum Gender Studies, Petersgraben 9/11, CH-4051 Basel

E-Mail: nina.wehner@unibas.ch